Pferdesoldaten 3

Der Pfad der Comanchen

Military Western

von

Michael H. Schenk

© M. Schenk 2017

Kapitel 1 Die Landvermesser

Das Land schien endlos.

Man nannte es die „Great Plains“, die großen Ebenen, und sie erstreckten sich von Kanada bis hinunter an den Golf von Mexiko. Ein bis zu 450 Meilen breiter Landstrich, der im Westen von den Rocky Mountains begrenzt wurde und der fast eineinhalb Millionen Quadratmeilen umfasste. Es war ein unendlich wirkendes Grasland, aus dem sich gelegentlich sanfte Hügel erhoben, hin und wieder von kahlen Erhebungen unterbrochen, die weit davon entfernt waren, als Berg bezeichnet zu werden. Sträucher und Bäume wuchsen nur selten und überwiegend entlang der vielen Bachläufe und der großen Flüsse. Dort gab es auch die wenigen ausgedehnten Wälder. Der Boden war von dichtem Gras bedeckt, welches die Nahrungsgrundlage für die Tierwelt bildete. Das zähe Büffelgras erreichte normalerweise eine Höhe von höchstens dreißig Zentimetern, doch es gab auch Regionen an denen es hüfthoch wuchs. Insekten, Schlangen, Präriehunde, Kaninchen und Gabelantilopen bevölkerten das Land, doch die dominierende Lebensform waren die Büffel.

Die Büffel und die Indianer, denen das Land gehörte.

Die „Great Plains“ waren das angestammte Gebiet der Comanchen. Ihre Stämme wanderten mit den großen Herden, die ihnen alles boten, was sie zum Leben benötigten. Das Volk der Comanchen war klug genug, die Bedürfnisse anderer Stämme zu akzeptieren. Der Büffel und die zahlreichen Antilopen boten auch anderen indianischen Völkern die Grundlage des Lebens. Fleisch und Häute, Knochen und Sehnen… Alles wurde verwendet und nichts verschwendet. Die Comanchen waren bei den Weißen gefürchtet und bei den roten Völkern respektiert, denn es gab keine besseren Reiter und Kämpfer. Immer wieder kam es zu Auseinandersetzungen zwischen Comanchen, Kioways (Anmerkung: alte Schreibweise für Kiowa), Choctaws, Osagen, Cherokees, Pawnees und Sioux, doch insgesamt herrschte ein Gleichgewicht der Kräfte.

Bis die Weißen gekommen waren.

Das Volk der Comanchen mit seinen verschiedenen Stämmen war einst so zahlreich gewesen wie die Grashalme auf der Prärie, doch nun kämpfte es zunehmend um sein Überleben. Erst waren die Weißen gekommen um die Büffel zu jagen. Nicht wegen ihres wertvollen Fleisches, sondern um ihre Häute zu nehmen. Tausende von Büffeln waren abgeschlachtet worden, erst jetzt erholten sich ihre Bestände langsam wieder, denn die großen Jagdgruppen waren verschwunden. Nur einzelne Jäger kamen noch in die Plains. Der Häutehandel lohnte nicht mehr und es war riskant, sich mit den Comanchen anzulegen, auch wenn die Waffen der Weißen gefährlich waren.

Weit bedrohlicher als die Kugeln waren die Krankheiten. Zehntausende von Comanchen waren an den Fiebern des weißen Mannes gestorben. Nicht alleine durch den Kontakt von Mensch zu Mensch. Die Weißen hatten rasch erkannt, dass der rote Mann keine Widerstandskraft gegen seine

Krankheiten besaß und einige von ihnen machten sich dies zunutze, indem sie pockenverseuchte Decken oder Kleidung als Tauschware oder Geschenk brachten.

Die Weißen waren selbst ein Seuche, denn sie fluteten in das Land, fertigten ihre Karten und bauten ihre Siedlungen.

Immer wieder brachen Kämpfe aus, immer wieder war ein Friede ausgehandelt worden. Der Friede, der alle Kriege beenden sollte. Doch jeder Vorwand war dem weißen Mann recht, um den Frieden zu brechen, zu kämpfen und weiter in das Land einzudringen. Bis wieder genug Blut geflossen war und ein neuer Vertrag geschlossen wurde.

Vor vielen Jahren war es genug gewesen. Das Volk der Comanchen hatte die texanische Stadt Austin angegriffen und viele Weiße getötet. Es war eine bittere Lektion für die Weißaugen gewesen und zugleich eine bittere Lektion für die Comanchen, denn anschließend machten Texas-Rangers und U.S.-Army Jagd auf die „blutrünstigen Wilden“.

Wieder schloss man einen Vertrag und wieder schrumpfte das Land der Comanchen.

Der neue Vertrag schien besser.

Die meisten Weißen respektierten ihn.

Die meisten Comanchen respektierten ihn.

Aber nicht alle.

Running Buffalo und seine Männer beobachteten die Eindringlinge schon seit vielen Tagen.

Vor einer Woche war der erfahrene Krieger und Unterhäuptling mit seiner Gruppe ausgeritten. Die großen Herden der Büffel begannen zu wandern und es wurde Zeit, das Lager abzubrechen und ihnen zu folgen. So suchten Running Buffalo und seine Begleiter nach den Büffeln, und nach einem neuen Lagerplatz, doch was sie fanden, das waren weiße Eindringlinge.

Ein Treck von zwanzig Weißen mit fünf Planwagen, der über die Plains zog und sich sehr ungewöhnlich verhielt. Die Männer bauten alle zwei oder drei Tage ein kleines Zeltlager auf, hantierten dann mit merkwürdigen Stangen und blitzenden Metallobjekten, und zogen dann ein Stück weiter.

Running Buffalo war sich nicht sicher, was dies zu bedeuten hatte. Er lag mit seinem Freund Wild Elk im hohen Büffelgras, keine hundert Meter von den Eindringlingen entfernt, die wieder einmal ein Lager errichteten.

„Sie wollen keine Häuser bauen“, raunte Wild Elk. „Sie haben keine Frauen und Kinder dabei. Wenn sie Häuser bauen wollen, dann haben sie immer ihre Familien dabei. Diese Männer nicht.“

„Du hast recht. Hier gibt es ohnehin nicht genügend Holz, um die Stangen eines Tipis zu schlagen. Aber es sind auch keine Jäger. Auf den Wagen sind Zelte und Vorräte, und diese seltsamen Dinge, mit denen sie hantieren.“

Die weißen Männer waren ihnen unheimlich. Sie taten seltsame Dinge. Steckten die Stangen mit bunten Tüchern in den Boden, stellten dreibeinige Gestelle auf, auf denen sich metallene Gegen-

stände aus Messing oder Gold befanden. Zwei ähnelten großen Teleskopen, wie die beiden Krieger sie schon gesehen hatten, doch die anderen waren von rätselhafter Bedeutung.

Wild Elk verlagerte sein Gewicht ein wenig. „Es gibt Weiße, die wollen einfach nur wissen, welche Pflanzen und Tiere es gibt. Wie das deutsche Weißauge, welches zwei Jahre bei uns lebte. Weißt du noch, wie er alle möglichen Dinge in seinem Buch zeichnete und andere in seine Gläser stopfte?“

„Er sprach häufig in wirren Worten“, erinnerte sich Running Buffalo. „Er nannte das „Latten“ oder so ähnlich. Ein wirklich verrückter Mann.“

„Vielleicht sammeln diese hier ebenfalls Sachen für ihre Gläser.“

„Unsinn“, brummte Running Buffalo. „Sie haben viel zu wenige Gläser dabei. Aber sie schreiben und malen ebenfalls sehr viel.“

„Wir sollten näher schleichen. Vielleicht reden sie auch dieses Latten und dann wissen wir, dass sie harmlos sind.“

„Nein, sie reden kein Latten. Sie sprechen die Zunge der weißen Männer.“

„Aber sie benutzen auch sehr seltsame Worte.“ Wild Elk seufzte. „Jedenfalls sind sie Eindringlinge und wir sollten sie töten.“

„Wenn wir sie einfach töten, dann kommen die Soldaten.“

„Ich fürchte die Soldaten nicht.“

Running Buffalo nickte. „Auch ich fürchte sie nicht. Aber unser Volk fürchtet sie. Wir haben schon oft gegen die Texaner und gegen Langmesser oder Marschiereviel gekämpft. Wir kämpfen besser“, ergänzte er, durchaus zufrieden. „Aber dafür sind sie viel zahlreicher als wir. Wir kämpfen erst, wenn wir es müssen, Wild Elk, nicht vorher.“

„Wir müssen immer kämpfen. Die Weißen dringen immer wieder und immer weiter in unsere Jagdgründe vor. Wenn wir diese hier gehen lassen, dann werden wieder andere kommen. Immer mehr, bis wir sie nicht mehre aufhalten können.“

„Der Vertrag sagt, dass sie nicht kommen dürfen.“

„Aber sie sind da.“

Running Buffalo nickte erneut. „Ja, sie sind da. Gut, ich werde näher heranschleichen. Vielleicht erfahre ich, was die Eindringlinge hier wollen.“

„Ich werde dich begleiten.“

„Das wirst du nicht. Falls sie mich entdecken, musst du die anderen benachrichtigen.“

Das Gras stand hüfthoch und bot gute Deckung. Dennoch musste man sehr vorsichtig sein, denn die Bewegung der Halme konnten verräterisch sein.

Running Buffalo war zutiefst beunruhigt. Diese Männer waren sehr tief in das Gebiet der Comanchen eingedrungen. Es war ungewöhnlich, dass sie nicht längst von einer anderen Jagdgruppe des

Volkes entdeckt worden waren, zumal die Fremden keine Anstalten machten, sich verborgen zu halten oder ihre Spuren zu verwischen. Viele von ihnen waren auch ungewöhnlich gekleidet. Sie trugen Anzüge, wie sie in den großen Städten der Weißen üblich waren. Running Buffalo wusste dies sehr genau, denn er war bei der Schlacht von Austin dabei gewesen. Einige trugen die praktischere Bekleidung, die im Westen üblich war. Zwei waren Jäger in Lederkleidung, die dem Treck wohl als Scouts dienten.

Die beiden Jäger waren wahrscheinlich die gefährlichsten Gegner. Während sich die anderen mit ihren Geräten beschäftigten, achteten diese beiden auf die Umgebung. Running Buffalo glaubte die Anspannung der Jäger zu spüren und achtete darauf, sie nicht direkt anzusehen. Männer mit geschärften Sinnen spürten, wenn man sie beobachtete. Dennoch war es leicht, auch solche Feinde im Auge zu behalten. Man konzentrierte sich auf einen Punkt in ihrer unmittelbaren Nähe und sah ihre Bewegungen in den Augenwinkeln.

Der erfahrene Krieger nahm sich Zeit. So hoch das Gras auch stand, einer der Jäger saß auf dem hohen Bock eines der Planwagen und verfügte von dort oben über einen guten Überblick. Wurde der Comanche entdeckt, so geriet er in ernste Gefahr, denn die Pferde der beiden Späher standen weit zurück. Ein Nachteil des flachen und übersichtlichen Landes.

Running Buffalo gelang es, unentdeckt die Lücke zwischen zwei Planwagen zu erreichen. Er beherrschte die Sprache des weißen Mannes und so konnte er abermals Fetzen ihrer Gespräche mithören. Zwei Begriffe erklärten ihm endlich, was die Eindringlinge beabsichtigten. So schnell es ihm möglich war, kroch er zu seinem Freund zurück.

„Sie vermessen das Land und fertigen genaue Karten davon an“, berichtete er Wild Elk.

„Warum sollten sie das tun?“ Der Freund überlegte und sein Gesicht verfinsterte sich. „Es ist unser Land. Warum machen sie Karten von unserem Land? Wir brauchen keine Karten von unserem Land.“

„Weiße brauchen Karten.“ Running Buffalo sah düster zum dem kleinen Treck hinüber. „Sie brauchen Karten für ihre Straßen und ihre Städte.“

„Aber dies ist unser Land und hier wollen wir ihre Straßen und Städte nicht.“

„Wenn sie Karten von unserem Land anfertigen, dann wollen sie hier ihre Straßen und Städte bauen. Hier, in unserem Land.“

„Dann sollten wir sie töten“, stieß Wild Elk hervor.

Der Unterhäuptling nickte. „Ja, das sollten wir. Lass uns zu den anderen zurückgehen und uns beraten.“

In der Nacht kehrten sie zurück.

Zwölf Krieger, die ihre Reittiere zurückließen. Sie taten es nur ungern, denn die Pferde waren es, welche die Comanchen zu gefürchteten Reitern machten, doch hier mussten sie sich dem Feind unbemerkt nähern, damit der Überraschungsangriff gelang.

Die Weißen hatten drei Wachen aufgestellt, die allesamt nicht besonders aufmerksam waren. Es war Nacht und in der Nacht griffen Indianer nicht an. Es hieß, dass die Seele eines Kriegers, der in der Nacht stirbt, ewig durch das Dunkel irren müsse. Die Weißen waren fest davon überzeugt, und normalerweise traf diese Regel auch zu. Doch es gab eine Ausnahme und diese Nacht gehörte dazu, denn es war Vollmond. In den „Great Plains“ nannte man ihn auch den Comanchen-Mond oder, wenn er sich rot färbte, den Blut-Mond.

Doch in dieser Nacht war es der Boden der Prärie, der sich rot färbte.

Die drei Wachen starben zuerst. Pfeile und Messer töteten sie lautlos und schnell. Die Krieger huschten in das Lager der Schläfer und die meisten Weißen starben, ohne wieder aufzuwachen. Die Übrigen kämpften gegen Schlaf und Decke. Sie waren ohne Chance. Nur Wild Elk erlitt einen Streifschuss, denn der Jäger, den er mit dem Tomahawk erschlug, feuerte seinen Colt unter der Decke verborgen ab.

Dann herrschte Stille.

Die Comanchen stießen kurze Schreie des Triumphes aus. Sie nahmen Waffen, Munition und Pferde, und machten sich nicht die Mühe, ihre Spuren zu verwischen, denn dies waren die „Great Plains“, das Land der Comanchen.

Kapitel 2 Garnisonsleben

Fort Belknap war in vielerlei Dingen ungewöhnlich.

Dies betraf Form, Baumaterial, Aufgabe und Stärke seiner Garnison. Von oben betrachtet besaß es die Grundform des Viertels einer Torte. An der Spitze dieses Tortenstücks lagen die Unterkünfte der Kompanien und ihrer Offiziere. Der Kreisbogen erstreckte sich vom Norden zum Westen. Im Norden lagen die Quartiere der höheren Offiziere, im Westen, wo der Bogen endete, die Ställe und Korrals für die Reittiere und Gespannpferde. Es gab weitläufige Gärten für Gemüse und eigene Getreidefelder, eine Bäckerei, einen großen Store und sogar ein Gebäude für Billard. In der Mitte des „Tortenstücks“ lag der Paradeplatz.

Das Fort bestand seit November 1851 und Lieutenant-Colonel Freeman hatte fast alle Gebäude aus behauenem Naturstein errichten lassen. Für Militärposten an der Grenze zum Indianergebiet ein ungewöhnlicher Aufwand, war Holz doch wesentlich leichter verfügbar.

Es gab keinerlei Befestigungen. Keine Mauer und keine Palisade, nicht einmal einen Wachtturm. Fort Belknap war nicht eigentlich als Fort, als Befestigung angelegt, sondern als Garnison. Niemand wäre so verrückt gewesen, sich mit dieser anzulegen. Im Jahr 1856 waren hier eine Batterie Feldartillerie, ein Regiment Infanterie und ein volles Regiment Kavallerie stationiert.

Das Fort lag direkt am Brazos River, nahe der aufblühenden Stadt Newcastle und war die nördlichste Anlage einer Reihe von Stützpunkten, die sich vom Rio Grande bis zum Red River erstreckte. Sie schützten eine der alten Handelsrouten, die zum Wesentlichen aus dem sogenannten Santa Fe Trail bestand, und die texanische Grenze gegenüber Comanchen und Kioways.

Die Armee hatte einen schweren Stand bei der Sicherung der Grenze, zumal immer wieder Trecks von Händlern oder Siedlern zu eskortieren waren. Die mannigfaltigen Aufgaben waren mit Fußtruppen nicht zu bewältigen. Die drei berittenen Regimenter, die 1st und 2nd U.S.-Dragoons und das Regiment of Mounted Riflemen, waren hoffnungslos überfordert. Mit knapp 2.100 Berittenen sollte die Army Präsenz gegenüber den Indianern zeigen. Alleine das Volk der Comanchen schätzte man auf über 100.000 Stammesmitglieder, wobei man von 25.000 Kriegern ausging. Doch neben den Comanchen gab es noch eine Vielzahl anderer indianischer Völker. Der Überfall der Comanchen auf die Stadt Austin hatte den Kongress schließlich davon überzeugt, dass man es bei Indianern mit gefährlichen Gegnern zu tun hatte und so bewilligte man im Jahr 1855 die Aufstellung zweier weiterer berittener Regimenter – die 1st und 2nd U.S.-Cavalry.

Es gab einen wesentlichen Unterschied zwischen einem Reiter der Dragoons und einem der Cavalry. Dragoner waren für den Kampf zu Pferde und zu Fuß vorgesehen und daher mit Revolver, Säbel und einem Karabiner bewaffnet, so erbärmlich letzterer auch sein mochte. Kavallerie sollte hingegen ausschließlich zu Pferde kämpfen und ihre Bewaffnung beschränkte sich daher auf Revolver und Säbel.

Die 2nd U.S.-Cavalry war am 28. Mai 1855 in Louisville, im Unionsstaat Kentucky, aufgestellt worden. Schon am 27. September des gleichen Jahres marschierte sie in einer Stärke von 750 Mann nach Fort Belknap. Regimentskommandeur war Colonel Albert Sidney Johnston, sein Stellvertreter Lieutenant-Colonel Robert Edward Lee. Zu den drei Majoren der Truppe gehörte auch Matt Dunhill, ein bewährter Captain der U.S.-Dragoons, dessen Versetzung zur Kavallerie mit der Beförderung zum Major verbunden worden war.

Matt Dunhill war ein schlanker und hochgewachsener Mann von 43 Jahren. Sein Haupthaar wurde allmählich ein wenig schütter. Umso dichter wirkte der Dragonerbart, der seine Oberlippe zierte und nachts sorgfältig von einer Bartbinde geschützt wurde. In den letzten Jahren wurde Matt vielleicht ein wenig eitel, doch das mochte auch daran liegen, dass er seit neun Jahren mit der nun 36-jährigen Mary-Anne verheiratet war. Ihr Sohn Mark war gerade acht Jahre alt. Das Leben hatte sich für Matt Dunhill verändert, denn er trug nun nicht mehr nur die Verantwortung für sich selbst und

seine Truppe, sondern auch für seine Familie. Eine Verantwortung, der er nicht immer so gerecht werden konnte, wie er sich dies als Ehemann und Vater wünschen mochte. Die dienstlichen Verpflichtungen gingen nun einmal vor und hierzu gehörte auch, dass er und seine Familie in den vergangenen Jahren bereits dreimal in andere Stützpunkte umgezogen waren. Vieles befand sich im Umbruch, auch in der Armee, und diese nahm nur wenig Rücksicht auf die Befindlichkeiten des Einzelnen.

Mary-Anne hatte sich überraschend schnell an das Leben als Soldatenfrau gewöhnt. Sie klagte nicht, wenn ihr Captain mit seiner Kompanie ausrückte, blickte der verschwindenden Abteilung mit erzwungenem Lächeln hinterher und strahlte förmlich, wenn sie Matt gesund zurückkehren sah. Unverzagt legte sie in jedem Fort oder Camp kleine Beete für Kräuter und Gemüse an, in der Hoffnung, die Früchte ihrer Arbeit auch ernten zu können. Häufig war dies nicht der Fall, so dass sie gelegentlich scherzhaft meinte, es lohne kaum, die Kisten und Koffer auszupacken, da sicher schon der nächste Marschbefehl geschrieben sei. Doch sie klagte nicht, liebte Matt von Herzen und widmete sich der Erziehung des kleinen Mark.

Die Beförderung ihres Mannes zum Major gab ihr die Hoffnung, dass er nun nicht mehr so oft hinaus musste. Ein Major rückte nur mit großen Abteilungen aus. Patrouillen und Eskorten waren die Sache von Captains und Lieutenants. Matt würde nun mehr mit Papier, als gegen die Indianer kämpfen.

Das Abendessen war bereit. Mark saß in dem kleinen Wohnzimmer und beschäftigte sich mit einem Buch. Sein Gesicht war hoch konzentriert und seine Lippen formten gelegentlich die Worte, die er las. Er war ein guter Schüler, vielleicht auch, weil seine Mutter gelegentlich in der kleinen Schule des Forts aushalf. Hier wurden alle Kinder der Offiziere und einfachen Soldaten in einer gemeinschaftlichen Klasse unterrichtet.

Mary-Anne hatte frische Limonade zubereitet. Wasser, mit etwas Zitrone und einer Spur Zucker, um den Geschmack abzurunden. Sie füllte das Getränk in zwei leere Flaschen und trug sie auf die kleine Veranda des Hauses hinaus. Boden und Überdachung bestanden aus Holz, die stützenden Säulen hingegen aus gemauerten Steinen. Mary-Anne hatte Haken in die Querbalken schlagen lassen und dort mit Wasser gefüllte Krüge aufgehängt. Krüge, die groß genug waren, so dass sie die Flaschen mit der Limonade hinein stellen konnte. Die Verdunstung würde dafür sorgen, dass das Getränk gekühlt wurde. Matt würde sich über diese Erfrischung freuen, denn der Tag war heiß gewesen und er hatte viele Stunden in der Sonne gestanden und der Ausbildung zweier Kompanien beigewohnt. Eigentlich war er überfällig, denn es war schon seit einiger Zeit Dienstschluss. Aber wie so oft würden die Offiziere wieder zusammensitzen und die Ereignisse des Tages besprechen.

„Wo bleibt Dad?“ Mark kam auf die Veranda. „Ich habe Hunger.“

Mary-Anne strich ihm über die Haare und lächelte. „Du hast recht, wir sollten jetzt essen, sonst wird noch alles kalt. Dein Vater hat sicher wieder einmal etwas mit dem Colonel zu bereden."

„Dad redet ziemlich oft mit dem Colonel", stellte der Achtjährige fest.

„Ja, das tut er. Weißt du, Mark, dein Vater ist nun einmal ein sehr erfahrener Offizier und war bei den Dragoons. Die meisten Offiziere im Regiment sind neu oder kommen von anderen Waffengattungen und so hören sie sich an, was dein Dad ihnen zu erzählen hat."

„Die Dragoner sind besser als die Kavallerie."

„Wie kommst du denn auf diese Idee?" Sie lachte und schob ihn durch die Tür ins Wohnzimmer.

„Ich habe gehört, wie Dad das zu einem anderen Offizier gesagt hat."

„Er hat das aber gewiss nicht so gemeint, junger Mann. Unser Kavallerie-Regiment hat noch keinerlei Erfahrung und muss sich diese erst erwerben. Dein Dad hilft dabei, dass die zweite Kavallerie ganz bestimmt das allerbeste Regiment überhaupt wird."

Sie aßen und Mary-Anne blickte immer wieder auf die kleine Kaminuhr. An diesem Tag wurde es wirklich sehr spät.

„Ich bleibe auf, bis Dad da ist", meinte Mark.

„Morgen ist Schule, junger Mann. Aber du kannst im Bett noch etwas lesen. Er kommt bestimmt früh genug, um dir noch eine gute Nacht zu wünschen."

Der Junge wusch sich, zog sein Nachthemd über und legte sich dann mit einem Buch ins Bett. Keine halbe Stunde später war er eingeschlafen. Mary-Anne gab ihm einen sanften Kuss, legte das Buch zur Seite und zog dann die Tür zu seinem Zimmer zu.

Sie hatte das Essen warm gestellt, dennoch begann es zunehmend abzukühlen. Allmählich machte sie sich nun doch Gedanken. Wenn es derartig spät wurde, dann musste etwas vorgefallen sein. Gab es Befehle für das Regiment? Sollte es zum ersten Mal ausrücken?

Sie hörte den diensthabenden Trompeter das Signal „To the Quartiers" blasen. Das Hornsignal befahl die Soldaten in ihre Quartiere.

Nach Dienstschluss waren die Soldaten ihren jeweiligen Vergnügungen nachgegangen. Sie spielten Karten, würfelten oder suchten das Store auf, in dem auch Alkohol ausgeschenkt wurde. Alkohol war ein beständiges Problem von Offizieren und Mannschaften. In Fort Belknap war davon nicht viel zu bemerken, denn die Ausbildung hielt die Männer zu sehr auf Trab und der Fortkommandant hatte sehr strikte Auflagen für den Ausschank erlassen. Doch in den abgelegenen Forts und Camps war Mary-Anne schon manchem Mann begegnet, welcher der Trunksucht zu verfallen drohte.

Mary-Anne trat auf die Veranda hinaus und blickte zu dem Bereich hinüber, in dem sich die Kommandantur und die Quartiere der höheren Offiziere befanden. Endlich erkannte sie Matt, der rasch näher kam und sie endlich in die Armee schloss.

„Tut mir Leid, Liebes, aber der Dienst…“

„Es wird besser, wenn das Regiment in den Einsatz geht“, entgegnete sie verständnisvoll, wobei ihre Bemerkung nicht ohne Hintergedanken war.

„Das wird so rasch wohl nicht der Fall sein“, bestätigte er ihre Hoffnung. „Colonel Sibley hat angekündigt, dass das Regiment erst mit neuen Karabinern ausgerüstet werden soll.“

„Ich dachte, die Cavalry bekommt keine Karabiner.“

„Scheinbar hat man seine Meinung geändert. So gut die neuen sechsschüssigen Revolver auch sind, der Pfeil eines indianischen Kriegsbogens fliegt weiter.“ Matt sah das leichte Erschrecken in ihrem Gesicht und küsste ihre Wange.

Mary-Anne war nicht nur sehr hübsch, sondern auch gebildet und engagiert. Ihr war rasch bewusst geworden, wie sehr sich das Leben der einfachen Soldatenfamilien von dem der Offiziersfamilien unterschied. Sie versuchte deren Los zu erleichtern. Ein Soldat verdiente nicht viel und war er verheiratet, dann musste seine Frau jede Arbeit annehmen, damit man über die Runden kam. Putzarbeiten, Näharbeiten, Wäsche oder Backen für die Garnison brachten wertvolle Cents und doch langte es oft vorne und hinten nicht. Nicht selten lag dies daran, dass die Ehemänner beim Spiel verloren oder zu viel von ihrem Sold vertranken.

Mary-Anne hatte eine schmiedeeiserne Sitzgruppe mit in die Ehe gebracht. Einen kleinen Tisch, zwei Stühle und eine besondere Bank, deren kleine Kufen leichte Schaukelbewegungen erlaubten. Matt genoss es, am Abend mit seiner Frau auf der Bank zu sitzen und mit ihr über die Ereignisse des Tages zu plaudern.

„Mark schläft bereits“, berichtete sie. „Oder er tut doch zumindest so.“

„Er ist ein guter Junge.“ Matt war stolz auf den Achtjährigen und sah gerne darüber hinweg, wenn dieser doch einmal über die Stränge schlug.

Die Kinder im Fort wurden tagsüber unterrichtet, doch ab dem späten Nachmittag dachten sie sich immer wieder einen Schabernack aus. Meist waren es harmlose Späße, aber in der letzten Woche hatten sich ein paar der größeren Jungen ein paar Schläge mit dem Stock eingefangen, da sie Kletten unter die Sättel einiger Kavalleristen geschoben hatten.

„Lass uns hineingehen“, schlug sie vor. „Ich habe dein Essen warm gestellt.“

„Ich habe noch keinen Hunger“, erwiderte er verlegen.

Ihr Blick wurde skeptisch. „Dann beschäftigt dich etwas, Matt. Immer wenn du keinen Hunger hast, dann machst du dir um etwas Gedanken.“

Matt zuckte mit den Schultern und zog sie erneut etwas enger an sich. „Nun ja, das Regiment ist praktisch fertig ausgebildet und du weißt, wie dringend man es entlang der Grenze benötigt. Ich denke, dass Sibley bald Befehle für uns bekommen wird. Wahrscheinlich wird man einige der Kompanien auf die Forts verteilen.“

„Ich habe mich daran gewöhnt, dass wir wie eine Indianerhorde herumziehen“, sagte sie lächelnd. „Aber für Mark ist es schwierig. Hier hat er Freunde und wer weiß, wie es in einer anderen Garnison aussieht. Es gibt nicht überall Familien.“

„Ich weiß.“ Manchmal konnte Matt noch immer nicht fassen, mit ihr verheiratet zu sein.

Er hatte sie während einer Patrouille in Louisiana kennengelernt und sich sofort in die Tochter eines wohlhabenden Händlers verliebt. Das war kaum verwunderlich, denn die junge Frau war hübsch, intelligent und heiß begehrt. Sehr viel überraschter war Matt von der Tatsache, dass sie seinem Werben nachgegeben hatte. Ihr Vater war nicht begeistert, da Mary-Anne in eine vermögende Familie hätte einheiraten können und somit das zivilisierte Leben in einer Stadt genossen hätte. Stattdessen war sie mit Matt Dunhill vor den Altar getreten, damals noch ein einfacher Captain. Nein, Mister John Jay Jones hatte sich Besseres erhofft, doch zwei Faktoren führten zu seiner Zustimmung: Mary-Annes feststehender Entschluss und die Liebe des Vaters zu seiner Tochter. Obwohl es Matt widerstrebte, musste er allerdings akzeptieren, dass „JJJ“ seiner Tochter eine stattliche Mitgift zugestand.

„Wir werden unsere Zweisamkeit verschieben müssen“, flüsterte sie. „Da kommt Daddy Lee. Wenn er so spät am Abend zu uns kommt, dann will er sicher etwas Wichtiges mit dir bereden.“

Matt beobachtete den schlanken Offizier, der sich langsam näherte. Lieutenant-Colonel Robert Edward Lee war sicherlich ein ganz besonderer Mann. Er hatte seine Karriere im Corps of Engineers begonnen und war, für seine Leistungen im Ingenieurwesen während des amerikanisch-mexikanischen Krieges, belobigt worden. Man machte ihn zum Superintendent der Militärakademie von West Point und gab ihm endlich, im Jahr 1855, das ersehnte Feldkommando. Nun war er stellvertretender Kommandeur der 2nd U.S.-Cavalry und erwies sich als Offizier, der von Vorgesetzten und Untergebenen gleichermaßen hoch respektiert wurde. Aufgrund seiner fürsorglichen Art wurde er gelegentlich, wenn auch nur hinter vorgehaltener Hand, als „Vater des Regiments“ bezeichnet.

Selbst Matt Dunhill empfand Lee gegenüber nicht nur Respekt. Lee strahlte eine Wärme und Freundlichkeit aus, die es schwer machte, ihn ihm nicht eine Vaterfigur zu sehen. Zugleich war er ein überaus fähiger Offizier, der auch unnachgiebige Härte zeigen konnte, wenn dies erforderlich wurde.

„Guten Abend, Misses Dunhill. Guten Abend, Mister Dunhill.“ Lee grüßte freundlich und zeigte jenes Lächeln, mit dem er jedermann für sich einnehmen konnte und mit dem er so manches Wortduell geschlichtet hatte. „Ich bedauere sehr, dass ich so spät noch störe, aber ich würde gerne noch ein paar Worte mit Ihrem Gemahl wechseln, Misses Dunhill.“

Mary-Anne erwiderte mit ihrem bezaubernden Lächeln. „Darf ich Ihnen etwas Limonade anbieten, Mister Lee? Ich habe sie frisch zubereitet.“

„Das wäre sehr freundlich, Misses Dunhill. Es war ein heißer Tag und die Nacht verspricht sehr schwül zu werden.“

Mary-Anne mochte Lee. Für ihn musste der Dienst besonders schwer sein. Lee war schon viele Jahre verheiratet, doch im Jahr 1850 war seine Frau an rheumatischer Arthrose erkrankt und konnte ihren Gatten daher nicht zu seinen Dienstorten begleiten. Seine Frau lebte in Arlington, Virginia, und die beiden waren einander von Herzen zugetan. Man wusste, dass es eine rege Korrespondenz zwischen den Eheleuten gab.

Mary-Anne verschwand im Haus, und Matt und Lee setzten sich auf die Veranda. Die junge Frau zog sich wieder zurück, nachdem sie die Limonade gebracht hatte. Bis dahin tauschten die beiden Offiziere Belanglosigkeiten aus, doch nun kam Lee auf das zu sprechen, was ihn offensichtlich beschäftigte.

„Wie Sie bereits gehört haben, sollen wir Karabiner für unser Regiment bekommen. Nagelneue Sharps, wie sie schon bei den Dragoons eingesetzt werden. Bei unseren hat man eine Verbesserung durchgeführt. Man muss kein einzelnes Zündhütchen mehr aufsetzen, sondern es gibt einen automatischen Zündhütchensetzer, der beim Spannen des Hahns ein Zündhütchen auf das Piston der Waffe schiebt. Das nennt sich, wenn ich mich recht erinnere, Maynard Primer. Jedenfalls stand das so in der Ankündigung der Waffenlieferung. Nun, Mister Dunhill, Sie kommen ja von den Dragoons. Haben Sie Erfahrung mit der Sharps?“

„Mit dem Karabiner? Ja, Sir. Diese Erfindung von Maynard ist mir allerdings unbekannt.“

„Hm. Immerhin gehören Sie zu den erfahrenen Offizieren im Regiment und ich würde es begrüßen, wenn Sie morgen die Waffen in Empfang nehmen und sie genauestens auf dem Schießstand prüfen. Es wäre nicht sehr erfreulich, wenn wir mit Karabinern ausrücken, die nicht für den Felddienst taugen.“

„Selbstverständlich, Sir, ich werde mich darum kümmern.“

„Sehr schön, Mister Dunhill. Nun, dann will ich Sie nicht länger von Ihrem verdienten Dienstschluss abhalten. Grüßen Sie Ihre reizende Frau nochmals von mir und danken Sie ihr in meinem Namen für die vorzügliche Limonade.“

„Das werde ich tun, Sir.“

Der Lieutenant-Colonel hatte den richtigen Zeitpunkt abgepasst. Während er sich langsam entfernte, blies der diensthabende Hornist das Signal „to extinguish lights“, welches dazu aufforderte, alle Lichter zu löschen. Natürlich mit Ausnahme jener, die für den Wachdienst erforderlich waren.

„Und? Was lag Daddy Lee auf dem Herzen?“ Mary-Anne stellte das Essen auf den Tisch.

Matt hatte eigentlich keinen Hunger, aber er aß etwas, um seine Liebste nicht zu enttäuschen. „Ich soll morgen die Waffenlieferung überprüfen.“

Sie setzte sich zu ihm und sah ihn forschend an. „Weil du die meiste Kampferfahrung hast, nicht wahr?“

„Ich bin hier nicht der Einzige mit Kampferfahrung.“

„Ich habe das Gefühl, dass ihr bald zum ersten Mal ausrücken werdet.“

Er lächelte sie an und schwieg. Er hatte die gleiche Vorahnung.

Matt Dunhill erwachte mit den Klängen der „Reveille“. Wie üblich war Mary-Anne schon auf und bereitete den Morgenkaffee zu. Das Frühstück würde Matt in der kleinen Offiziersmesse einnehmen. Als Mark aus seinem Bett stieg, war sein Vater schon fertig angekleidet. Wie üblich prüfte Mary-Anne den Sitz der Uniform. Es war noch nicht lange her, dass Matt erstmals den Rock eines Majors angezogen hatte. Als Linienoffizier zeige die lange Uniformjacke jetzt zwei Reihen Knöpfe und nicht nur die einzelne von Offizieren im Kompanie-Rang. Das neue Tschako, die Albert-Cap, gefiel ihr allerdings weniger. Es war steif, verjüngte sich ein wenig nach oben und besaß einen breiten und eckigen Mützenschild. Oben auf der Krone war vorne ein kleiner Stoffball, das sogenannte Pompom, in der gelben Farbe der Kavallerie befestigt. Mary-Anne hatte die alte weiche Mütze mit der flachen Krone adretter empfunden. Dafür schimmerten jetzt aber die Eichenblätter eines Majors auf den schmalen Schulterstreifen, die an schmale rechteckige Kästchen erinnerten.

Matt legte die rote Schärpe aus Seide zweimal um die Taille und verknotete sie an der linken Hüfte, wo die beiden schweren Quasten herunterhingen. Mary-Anne half ihm, den neuen Waffengurt umzulegen. Er war nun nicht mehr weiß, sondern aus geschwärztem Leder und wurde mit einer rechteckigen Schließe fixiert, die den amerikanischen Adler mit der Schriftrolle zeigte. Das umgebende Eichenlaub war versilbert. Das neue Koppelschloss trugen nun alle Kavalleristen, gleich welchen Ranges. Auch die Uniformknöpfe waren neu, fast halbkugelig in ihrer Form, und trugen den Adler.

„Du siehst sehr präsentabel aus“, stellte sie zufrieden fest.

„Keinesfalls so präsentabel wie du.“ Sie umarmten und küssten sich kurz, dann verließ Major Dunhill das Haus. Wenig später verkündete der „Roll Call“ den Beginn des morgendlichen Appells. Erst danach würde es Frühstück geben und jeder Soldat war froh, wenn die Tagesbefehle nach dem Appell möglichst kurz gehalten wurden.

Das Regiment trat ohne Pferde an und bot ein prachtvolles Bild, während die Unteroffiziere die Reihen ausrichteten und die Kompanieoffiziere die Vollzähligkeiten feststellten. Alle Männer trugen die Hosen in „preußischem“ Blau über den Schuhen, dazu die langen Dienstjacken, welche bis zur Mitte des Oberschenkels reichten. Bei Unteroffizieren und Mannschaften waren die, spitz nach oben verlaufenden, Manschetten in Gelb gehalten, ebenso die kurzen Stehkragen. Bei Paraden wurden gelbe Epauletten auf den Schultern befestigt. Die Albert-Caps der Soldaten zeigten ebenfalls den gelben Pompom, waren jedoch zusätzlich am Mützenrand gelb gefasst. Das schwarze Leder-

zeug glänzte wie die Messingknöpfe und die Säbel, die an den linken Hüften am Koppel eingehängt waren.

Die Offiziere meldeten die Vollzähligkeit der angetretenen Kompanien. Niemand fehlte, dennoch konnte man eigentlich nicht von wirklicher Vollzähligkeit sprechen, denn überall fehlten noch Mannschaften und Offiziere. Colonel Johnston hoffte, dass diese noch rechtzeitig eintrafen, bevor das Regiment in einer größeren Aktion gefordert wurde. Das Land entlang der Grenze war unruhig und eigentlich erwartete man täglich den Einsatzbefehl. Bislang beschränkten sich die Aktivitäten der 2nd U.S.-Cavalry jedoch auf Ausbildung und einen Patrouillendienst, der festen Zeiten folgte und auf die nähere Umgebung beschränkt war.

Man präsentierte die Säbel, während die Fahne zum Signal „To the Colors“ am Mast empor stieg, dann überließ Colonel Johnston es Lieutenant-Colonel Lee, die Tagesbefehle zu verlesen. Die Kompanien waren erleichtert, als sie wegtreten durften und strebten dem Frühstück entgegen.

Die Zusammensetzung des Frühstücks würde sich für Mannschaften und Offiziere kaum unterscheiden. Frisch gebackenes Brot, Rührei und Speck, Marmelade und der starke Armee-Kaffee. Sonntags oft Pfannkuchen mit Sirup. Allerdings gab es Unterschiede in der „Bewirtung“. Mannschaften und Unteroffiziere aßen in der Messe-Baracke an langen Tischen und Bänken, deren Holz weiß gestrichen war. Das Geschirr war aus Zinn und es herrschte Selbstbedienung an der Ausgabe.

Bei den Offizieren ging es vornehmer zu. Dort gab es gepolsterte Stühle. Auf den Tischen lagen weiße Leinentücher. Einige Soldaten dienten als „Messe-Steward“ und trugen auf oder schenkten Kaffee nach. Hier waren die Wände mit einigen Gemälden und Erinnerungsstücken verschönert, denn die Offiziers-Messe diente auch als Aufenthaltsraum jener Offiziere, die keinen Dienst hatten. Es gab eine gewisse Rangordnung. Die Linienoffiziere, also vom Major aufwärts, benutzten einen Tisch am Kopfende des Raumes, die Kompanieoffiziere verteilten sich an den übrigen.

Major Matt Dunhill hatte am Vorabend nicht viel gegessen und war hungrig. So langte er ordentlich zu. Gedämpftes Geraune herrschte, denn die meisten Offiziere unterhielten sich während des Frühstücks. Johnston und Lee gehörten zu jenen, die sich lieber auf das Essen konzentrierten. Matt war daher ein wenig überrascht, als sich Lee unvermittelt an ihn wandte.

„Der Waffentransport sollte im Verlauf des Vormittages eintreffen, Mister Dunhill. First-Sergeant Schmitt und Sergeant Willcox werden Sie unterstützen, ich habe allerdings auch Lieutenant Stuart hierzu abgestellt.“

„Stuart?“ Matt war kein Offizier dieses Namens im Regiment bekannt.

„James Ewell Brown Stuart, Mister Dunhill. Er hat West Point im vorigen Jahr absolviert“, erläuterte Lee. „Dreizehnter seines Jahrgangs. Hat das erste Dienstjahr bei den Mounted Rifles begonnen, aber um seine Versetzung zur Cavalry gebeten.“

„Nun, jedes Regiment ist froh, wenn es die Lücken im Offiziers-Korps oder bei den Mannschaften auffüllen kann“, meinte Matt vorsichtig.

Ein so rascher Wechsel, noch dazu zwischen den Rifles und der Cavalry, war höchst ungewöhnlich. War Stuart angeeckt? Matt hatte nun schon einige frischgebackene Lieutenants erlebt und jeder einzelne war eine eigene Herausforderung. Manche waren übermotiviert, andere eifrig, wieder andere sehr vorsichtig, da sie keine Fehler machen wollten. Die meisten waren steif und zeigten zunächst eine gewisse Arroganz, was mit der Ausbildung in West Point zusammenhing. Man hatte ihnen eingedrillt, dass sie als Offiziere das Sagen hatten und die Verantwortung trugen, und so ließen sie sich gelegentlich nur ungern auf den Rat eines erfahrenen Sergeants ein. Matt hatte Lieutenants erlebt, die ihre Männer ins Verderben führten, und andere, aus denen fähige Offiziere geworden waren.

Robert E. Lee schien Matts Befürchtungen zu ahnen. „Stuart ist letzte Nacht angekommen und ich habe mir heute Morgen seine Papiere durchgelesen. Gute Bewertungen, Mister Dunhill, auch wenn er natürlich kaum Erfahrung hat. Er wird in Captain Ackers G-Kompanie dienen. Acker ist der Einzige, der noch keinen Lieutenant hat.“ Lee ließ sich Kaffee nachschenken. „Für heute habe ich Stuart Ihnen zugeteilt.“

„Er wird mir sicher eine wertvolle Unterstützung sein, Sir“, versicherte Matt halbherzig.

Nach dem Frühstück ging es an den Arbeitsdienst. Etliche Soldaten waren für die verschiedenen Gruppen eingeteilt, denn Fort Belknap war noch längst nicht fertig. Inzwischen war die Zeit des intensiven Drills für die meisten Männer vorüber. Sie waren zu Fuß, zu Pferde und an den Waffen ausgebildet und für sie beschränkte sich der Drill auf wenige Stunden in der Woche.

Matt Dunhill wartete mit First-Sergeant Friedrich Klein, Sergeant Willcox und einem „Detail“ aus acht Privates auf die Ankunft der Waffen. Er nutzte die Zeit zu einem Plausch mit Klein. Der Deutsche hatte als Dragoner in Matts früherer Kompanie gedient und war, wie so viele andere auch, zum neuen Kavallerieregiment versetzt worden. Klein fiel der Wechsel der Waffengattung leichter, als seinem Vorgesetzten. „Was soll´s, Sir? Bei den Dragoons hatten wir einen Gaul unter dem Hintern und bei der Cav haben wir das auch. Selbst die Hornsignale sind dieselben. Wissen Sie, Sir, ich habe meinen alten Zossen ja von unserer alten Kompanie mit hergebracht. Ich schwöre Ihnen, Captain, der kennt alle Signale schon auswendig. Ich könnte beim Drill im Sattel ein Nickerchen machen und es würde keinem auffallen. Trude macht das alles alleine.“

Klein hatte Matt mit seinem früheren Rang angesprochen. Dunhill nahm ihm das nicht übel. Sie waren Seite an Seite geritten und hatten gemeinsam Blut vergossen. Das schweißte zusammen, auch wenn es Standesunterschiede gab. Klein erinnerte den Major daran, dass er es gelegentlich vermisste, mit seinen alten Dragonerkameraden hinauszureiten.

„Der Neue, Sir“, brummte Sergeant Willcox. „Stewart oder wie er heißt.“

„Stuart“, korrigierte Matt unbewusst.

Sie blickten dem neuen Second-Lieutenant entgegen, der da von der Kommandantur herüber kam. Er trug die volle Dienstuniform und sah schrecklich schneidig und, trotz seiner zweiundzwanzig Jahre, schrecklich jung aus. Sein Gesicht war glattrasiert. Stuart verzichtete sogar auf den kleinen Schnauzbart, der sich bei Kavallerieoffizieren großer Beliebtheit erfreute.

Stuart nahm vor Matt vorbildliche Haltung an, die dennoch auf seltsame Weise leger wirkte. „Major Dunhill, Sir, ich bin Lieutenant Stuart und melde mich wie befohlen zum Dienst.“

Matt erwiderte den Ehrensalut und lächelte freundlich. „Stehen Sie bequem, Mister Stuart. Colonel Lee wird Ihnen sicherlich schon eröffnet haben, dass wir auf eine Waffenlieferung warten.“

Es war ganz selbstverständlich, einen Lieutenant-Colonel als Colonel zu titulieren.

Stuart entspannte sich. „Die neuen Waffen, ja. Sharps-Karabiner, wie ich hörte. Sollen gute Waffen sein, auch wenn ich finde, dass man als Reiter den blanken Stahl bevorzugen sollte.“

Matt Dunhill lächelte. „Haben Sie das auf der Militärakademie gelernt?“

Stuart lachte. „Wenn Sie erlauben, Sir… Haben Sie schon einmal beobachtet, wie sich eine Gruppe Freunde verhält, wenn einer von ihnen seinen Revolver zieht?“

„Ich wüsste nicht, warum man seinen Revolver ziehen sollte, wenn man von Freunden umgeben ist.“

„Nun, Sir, ich habe das einmal beobachtet, wie einer meiner Offizierskameraden seinen Verwandten seine Waffen zeigte. Als er den Colt zog, kamen alle Männer näher, weil sie neugierig waren, um was für eine Waffe es sich handelte. Als mein Kamerad den Säbel blank zog, wichen alle zurück. Eine knapp ein Meter lange Klinge ist verdammt beeindruckend, Sir.“

„Das ist sie ganz gewiss“, stimmte Matt zu. „Allerdings muss man dem Gegner auch nahe genug kommen, um sie einsetzen zu können. Ich denke, Mister Stuart, die Bedeutung der Blankwaffe wird abnehmen. Die Zukunft gehört wohl den Schusswaffen.“

Stuart zuckte mit den Schultern. „Nur ein Teil der Zukunft, Sir, denn Schusswaffen muss man nachladen und im Melee fehlt dazu die Zeit. Da ist Klingenarbeit gefragt.“

Melee… Matt Dunhill hatte schon einige Male im Nahkampf gefochten und manchen guten Kameraden bei solchen Begegnungen verloren.

„Nun, Mister Stuart, ich kann Ihnen versichern, wir waren bei den Dragoons verdammt froh, als wir die neuen Coltrevolver bekamen.“

Stuart schien etwas entgegnen zu wollen, doch da meldete sich Sergeant Willcox. „Major, da ist Bewegung am Tor. Ich glaube, die Fracht ist endlich eingetroffen.“

Sie blickten in Richtung des Tores. Von dort näherten sich drei Gespanne, die von einer Gruppe Dragoner eskortiert wurden. Es waren hochbordige und plumpe Frachtwagen, wie sie überall im Land für den Transport von Waren genutzt wurden.

„Keine Armeefahrzeuge, Sir“, kommentierte First-Sergeant Klein. „Die kommen nicht vom Arsenal, sondern wohl direkt vom Hersteller.“

„Das wäre ungewöhnlich.“ Matt Dunhill war alarmiert.

Ein Lieutenant der Dragoons führte die Eskorte und der Anblick der orangen Waffenfarbe an den Uniformen rief etwas Wehmut in Major Dunhill hervor. Der Offizier war offensichtlich von der Torwache instruiert worden, denn der kleine Wagenzug näherte sich rasch der Stelle, an der Dunhills Gruppe wartete.

„Lieutenant Galler, Company D, 2nd Dragoons“, stellte er sich vor. „Sie sind Major Dunhill, Sir? Wir haben eine Lieferung vom Benicia Arsenal für Sie. Hundertzwanzig nagelneue Sharps-Karabiner, Sir.“

Dunhill war beruhigt, dass der Transport doch aus einem der Arsenale kam. Hersteller von Waffen und Militärausrüstung lieferten diese an eines der U.S.-Arsenale, wo sie strengstens von Inspekteuren des Ordnance Department überprüft wurden, bevor sie mit dem Abnahmestempel oder Beschlagzeichen eines „Armory Inspector“ oder „Armory Sub-Inspector“ für den Truppendienst freigegeben wurden. Die Anforderungen waren dort normalerweise sehr hoch. Der Säbel eines Dragoons wurde zum Beispiel mit der Spitze in einen Schlitz im Boden gesteckt, der rund zehn Zentimeter der Klinge aufnahm. Dann wurde der Säbel zu beiden Seiten gebogen, bis sein Korb parallel zum Boden stand. Brach die Klinge oder verformte sie sich, galt die Waffe als Ausschuss. Die Karabiner, die nun für die 2nd U.S.-Cavalry geliefert wurden, waren offensichtlich ebenfalls durch die Qualitätsprüfungen eines Arsenals gegangen. Was Dunhill hingegen erschreckte, war die genannte Zahl von nur hundertzwanzig Karabinern.

„Wann kommt der Rest, Lieutenant?“, fragte Matt und musterte die drei Frachtwagen. Drei Wagen. Viel zu wenige, um ein Regiment auszurüsten. „Wir haben hier rund siebenhundert Kavalleristen, die auf ihre neuen Waffen warten.“

„Von einer Teillieferung ist mir nichts bekannt, Sir“, gab der Lieutenant unumwunden zu. „Darf ich eine Anmerkung machen, Sir?“

„Immer raus damit.“

„Wir Dragoons haben alle einen neuen Karabiner bekommen. Als Ersatz für die alten Musketoons, Sir. Damals war ein Inspekteur des Ordnance Department bei uns im Camp und der erwähnte, die Cavalry werde nur zwölf Karabiner pro Kompanie erhalten.“

„Zwölf? Für eine Kompanie von fünfundsiebzig Mann?“

„Der Inspekteur sagte, glaube ich, dass die Cav die Karabiner nur für den Wachdienst bekommt. Kavalleristen hätten Revolver und Säbel, um zu kämpfen. So hätte es der Kongress bei der Aufstellung der beiden Kavallerieregimenter beschlossen.“

Matt sah den jungen Offizier finster an, zwang sich dann aber zu einem Lächeln. Der Lieutenant war lediglich der Bote und nicht der Verursacher der Botschaft. „Also schön, Mister Galler, lassen Sie die Wagen dort vor das Depot fahren. Sie, Ihre Eskorte und die Fahrer können sich in der Messe stärken, während wir die Wagen abladen."

„Das nehmen wir dankend an." Galler zögerte kurz. „Wenn Sie kurz warten… Auf dem hinteren Wagen ist ein Mitarbeiter der Firma Sharps mitgefahren. Der kann Sie in die Waffen einweisen."

Matt verzichtete darauf, den Offizier zu rügen, da er diese wichtige Information erst jetzt gab. Galler war müde und konnte kaum die Augen offen halten. Daher verzichtete der Major auch darauf, den Dragonern zu befehlen, beim Entladen der Wagen zu helfen. Er hatte genügend helfende Hände und man sah den Dragonern und Fahrern an, dass sie einen mühseligen Weg hinter sich hatten.

Tatsächlich stieg ein hagerer Mann im Straßenanzug vom hinteren Wagen. Er trug einen kleinen Koffer und reckte sich ausgiebig, bevor er heran kam. „Piles. Jeremiah Piles", stellte er sich vor. „Ich bin Mitarbeiter bei Robbins & Lawrence, Sir. Wir stellen die Sharps für die Army her."

„Sehr erfreut, Mister Piles." Matt deutete zur Messe. „Sie können sich ruhig erst erfrischen. Es wird ein Weilchen dauern, bis wir alles abgeladne haben. Kommen Sie dann zum Depot."

Drei Stunden später waren die Kisten geöffnet und Matt Dunhill und seine Männer nahmen die Karabiner heraus. Es waren schöne Waffen, die sich deutlich von den Karabinern und Musketoons unterschieden, mit denen Matt bislang zu tun gehabt hatte. Das dunkle Holz schimmerte seidig und die Läufe glänzten schwarz. Der Systemkasten war gebläut. Neben dem geschwungenen außen liegenden Hahn gab es eine kleine Klappe, die Lieutenant Stuart ebenfalls unbekannt war.

Jeremiah Piles erklärte die Funktion. „Das ist das modifizierte Modell 1852. Wir haben es noch ein wenig verbessert. Es wird mit Papierpatronen im Kaliber 0.52 geladen. Die Pulverladung beträgt volle 50 Grains. Damit können Sie bis zu 910 Meter weit schießen, Gentlemen. Treffsicher ist die Sharps auf rund 460 Meter. Das ist bedeutend besser, als Ihre alten Karabiner. Wir sind uns sicher, diese Leistung noch etwas erhöhen zu können. Wie Sie sehen, hat die Waffe einen Fallblock-Verschluss."

Piles betätigte den geschwungenen Hebel, der sich unter dem Abzug entlang zog. Ein kantiger Block, mit Aussparung für die Rundung der Papierpatrone, glitt nach unten und gab die Ladekammer frei. Man konnte die Züge des Laufes sehen. „Sie nehmen eine der Patronen und führen sie in die Kammer ein. Dann legen Sie den Unterhebel wieder an den Schaft und der Block kommt nach oben. Vorne sehen sie die scharfe Schneide des Blocks. Damit wird das Ende der Papierpatrone abgeschnitten. Hier, unter dem Schaft, arretiert der Unterhebel in einer kleinen gefederten Zwinge, so dass sich der Block nicht versehentlich öffnen kann."

Piles betätigte den Verschluss mehrfach. „Sie können mit unserer Sharps bis zu 10 Schuss in der Minute abgeben."

Matt und die anderen waren beeindruckt. Mit den bisherigen Waffen waren allenfalls drei Schüsse in der Minute möglich, wenn man sehr geübt war, und die Reichweite lag weiter unter jener der Sharps.

„Äh, wenn Sie die Kammer geschlossen haben, pusten Sie kurz über den Block. Durch das Abschneiden der Patrone können noch Pulverpartikel in der Kehlung liegen. Es wäre wenig erfreulich, wenn diese beim Abfeuern reagieren."

First-Sergeant Klein spannte mehrmals den Hahn. „Die Federspannung ist gut. Aber was hat es mit der Klappe auf sich, die Lieutenant Stuart da entdeckt hat?"

„Darauf sind wir besonders stolz", versicherte Piles. „Das ist der Maynard Tape Primer." Er öffnete die kleine Klappe vor dem Hahn. „Hier legen Sie ein Zündband ein. Beim Spannen des Hahns wird automatisch ein Zündplättchen über das Piston gelegt. Drückt man ab, zündet der Hahn das Plättchen und trennt es vom Band ab. Hahn wieder spannen und schon legt sich das nächste Plättchen auf das Piston. (Anmerkung: Wer noch die alten Zündplättchen-Pistolen kennt, der weiß, wie das funktioniert.) Mit dieser Erfindung sparen Sie sich das Aufsetzen der üblichen Zündhütchen und deswegen können Sie auch sehr schnell feuern."

Sergeant Willcox nahm eines der aufgerollten Zündhütchenbänder heraus. „Papier?"

Piles lächelte. „Keine Sorge, Sergeant, es ist wasserfest imprägniert."

Matt betrachtete die Abnahmestempel des Ordnance Department. „Ich bin wirklich gespannt."

Jeremiah Piles nahm eine Pappschachtel mit Munition. „Sie haben hier doch sicherlich einen Schießstand, nicht wahr? Gentlemen, Sie sind alle herzlich eingeladen."

Kapitel 3 Kriegsrat

Das Camp lag am Oberlauf des Red River und erstreckte sich zu beiden Ufern. Es waren die typischen Zelte der Comanchen, deren Tipis eine leichte Neigung zur Eingangsseite aufwiesen. Entlang der Ufer standen etliche Baumgruppen, aber es waren nicht viele und die Bäume waren auch nicht besonders groß. Dafür standen entlang des Flusses ganze Gruppen von Pecansträuchern und schwarzem Walnuss, beide wichtige Bestandteile der Ernährung für die Prärie-Stämme. Die Indianer der Great Plains waren es gewohnt nicht nur mit Holz, sondern auch mit getrocknetem Büffeldung zu heizen. Es herrschte Regsamkeit im Lager. Ein Jagdtrupp hatte einen Büffel und eine Antilope erlegt und die Frauen waren dabei, die Tiere zu zerlegen, die Häute zu säubern und sie auf die Trockenrahmen zu spannen, die vor den Zelten standen. Kinder und ein paar Hunde tollten herum.

Außerhalb graste eine große Pferdeherde. Mustangs, eine Handvoll Pintos und sogar ein paar braune Quarterhorses, die fraglos von Weißen stammten.

Running Buffalo und White Elk zügelten ihre Pferde. Sie gehörten zum Gefolge von Senaco und näherten sich dem Lager selbstbewusst und doch vorsichtig. Dies war das Camp von Ketumsee und die beiden Häuptlinge waren nicht unbedingt Freunde. Ihre Stämme beschritten verschiedene Wege und dies war der Grund, warum Senaco seinen Rivalen aufsuchte.

Das Volk der südlichen Comanchen zählte nur noch knapp dreitausend Männer, Frauen und Kinder. Ketumsee gebot über Fünfhundert. Fünfundsiebzig von ihnen waren Krieger. Senaco hatte bedeutend mehr Stammesangehörige und Kämpfer, dennoch galt Ketumsee als der bedeutendere Häuptling. Sein Wort besaß sogar bei den Stämmen der nördlichen Comanchen Gewicht. Eine Tatsache, die Senaco sichtlich wurmte.

Senaco war in mittlerem Alter. Ein mittelgroßer und stämmiger Mann, der grellrote Leggins, Lendenschurz und die blaue Jacke eines Dragoners trug. An einem Ärmel war noch der dreifache Winkel eines Sergeants zu erkennen. Senaco trug die federgeschmückte Haube und den federgeschmückten Krummstab seiner Häuptlingswürde. Auf seine Waffen verzichtete er. Niemand aus Ketumsees Stamm würde es wagen, die Hand gegen ihn zu erheben und Ketumsee selbst war, wenigstens in Senacos Augen, schon lange kein Krieger mehr.

Senaco ließ sich von nur vier Kriegern begleiten. Es war eine Demonstration der Stärke und Selbstsicherheit, als die kleine Gruppe auf das Camp zuritt.

Eine berittene Wache hatte die Annäherung bemerkt. Sie ritt zwischen die Zeltreihen und rief ihre Warnung. Ein paar von Ketumsees Männern traten aus den Zelten. Niemand stieg auf sein Pferd oder griff nach seinen Waffen. Es war klar, dass dies kein kriegerischer Besuch war.

Neugierige und auch feindselige Blickte trafen Senaco, der zur Mitte des Dorfplatzes trabte. Dort befand sich das Zelt seines Rivalen. Dann schlug Ketumsee die Abdeckung des Eingangs vor seinem Tipi zurück und kam ins Freie.

Ketumsee war mit seinen fünfundfünfzig Jahren deutlich älter als sein Rivale und fraglos ein beeindruckender Mann. Groß und schlank, seine Haut schimmerte wie dunkle Bronze. Er trug braune Leggins, deren Außennähte bestickt waren, dazu ein grünes Baumwollhemd mit kariertem Muster. Auch er trug die Adlerhaube, deren lange Enden reiche Verzierungen mit Federn und Büffelhaar aufwiesen. Eine armlange Zeremonienpfeife lag in seiner Armbeuge.

„Frieden, Bruder Senaco“, grüßte der Häuptling und hob die freie Hand zum Gruß.

Senaco erwiderte die Geste. „Frieden, Bruder Ketumsee.“

„Es heißt, dein Lager stehe am Brazos River. Du hast einen weiten Weg auf dich genommen.“

Senaco wusste, dass Ketumsee damit nur andeuten wollte, dass seine Männer Senacos Lager beobachteten. „In diesen Zeiten ist der lange Weg manchmal der Kürzere.“

Ketumsee nickte bedächtig. „Wir sollten die Pfeife rauchen und reden.“

„Das sollten wir.”

Senaco stieg endlich vom Pferd. Auch dies war eine Geste mit Bedacht. Gleichrangige begegneten sich auf Augenhöhe, doch Senaco hatte auf den Rivalen hinab gesehen. Eine Provokation, über welche dieser jedoch hinweg ging. Für den Besucher ein erneuter Beweis, dass der Ältere den Biss verloren hatte.

Running Buffalo und White Elk blieben auf ihren Pferden sitzen und machten gelangweilte Gesichter. Insgeheim achteten sie sehr genau auf die jüngeren Männer des Stammes. Nicht weil sie diese fürchteten. Junge Krieger waren begierig darauf, sich zu beweisen. Bei dem alten Ketumsee würde sich hierzu kaum Gelegenheit finden. Manchmal gab es junge Männer, die ihren Stamm verließen, um sich anderen Gruppen anzuschließen, bei denen sie Ruhm ernten konnten. Ketumsee stand für den ehrlosen Weg des Friedens ein, Senaco für den ruhmvollen Pfad des Krieges. Ein hoher Anreiz für einen jungen Mann, dem es danach dürstete, sich einen Namen zu machen.

Ketumsee bot dem Gast einen Platz an und stopfte etwas Tabak in die Pfeife. Seine Frau verließ schweigend das Zelt. Niemand bei den Comanchen hatte etwas dagegen, wenn eine Frau bei einem Männergespräch zugegen war, doch dies würde ein Gespräch unter Häuptlingen sein.

Ketumsee machte die Eröffnungszüge und reichte die Pfeife dem Gast, der ihren Rauch in die Himmelsrichtungen sowie oben und unten blies, und sie dann zurückgab. „Ich habe mit Stämmen der nördlichen Plains gesprochen“, eröffnete er. „Pawnees, Kioway, Creeks… Sie alle breiten sich aus und beanspruchen die Plains für sich. Unsere Brüder im Norden haben einen schweren Stand.”

„Wundert dich das? Nachdem wir Austin überfielen kam die Rachsucht der Weißen über uns. Wir schlagen eine Schlacht und reiten heim, erzählen uns Geschichten und vergessen den Krieg. Aber die Weißen vergessen ihn nicht. Eines Tages kommen sie und nehmen Rache für ihre Toten.“

„Wie wir auch Rache für die unseren nehmen, Ketumsee.“

Ketumsee nickte bedächtig. „Und sie nehmen dann wieder Rache für die ihren. Es ist ein ewiger Kreislauf, Senaco. Ein Kreislauf, in dem das Volk der Comanchen nicht siegen kann.“

„Wo ist dein Stolz, alter Mann?“ Senaco sah den Rivalen missbilligend an. „Wo ist die Kraft deiner Arme? Du warst einst ein stolzer Krieger. Die anderen Völker haben dich gefürchtet. Niemand hat sich mit den Comanchen angelegt.”

„Ja, wir waren die Herren der Prärie.”

„Wir sind es noch immer. Wenn wir es nur wollen.“

„Du redest sehr leichtfertig von Stolz und Blut, Senaco. Doch öffne deine Augen und sieh dich um. Zehntausende von Comanchen sind tot. Männer, Frauen und Kinder. Getötet von feindlichen Kriegern oder von Weißen oder von den Krankheiten, die sie über uns brachten. Als wir uns wehrten und Austin angriffen, da haben sie zurückgeschlagen. Wir haben blutig für unseren vorherigen

Triumph bezahlt. Nein, Senaco, man kann nicht gegen die Weißen triumphieren. Man muss mit ihnen leben.“

„Man kann nicht mit ihnen leben. Sie sind wie die Seuchen, die sie über unser Volk bringen. Sie sind selbst eine Seuche und wie eine Seuche muss man sie ausrotten.“

Ketumsees Gesicht wurde abweisend. „Es ist solcher Hass, der zu Blutvergießen führt. Ja, es ist wahr… Immer mehr Weiße strömen in unser angestammtes Land. Es gibt immer wieder Verträge, die gebrochen werden. Doch es gibt auch Weiße, die voller Ehre sind und deren Wort man vertrauen kann. Denke an die Deutschmannen von Fredericksburg. Sie schlossen Frieden mit uns und der Vertrag wurde niemals gebrochen.“

„Ja, weil die Deutschmannen unsere Macht fürchten.“

„Weil es Männer sind, die ihr Wort halten.“

„Ketumsee, die anderen Stämme breiten sich in unseren Jagdgründen aus. Sie spüren unsere Schwäche. Die Apachen dringen vor und ebenso die Kioways. Die Stämme der Sioux jagen in unserem Land den Büffel. Wir sind von Feinden umringt und die Weißen nehmen unser Land.“

„Ein Grund mehr, den Frieden zu erhalten und gute Verträge abzuschließen.“

„Es gibt keine guten Verträge!“, brüllte Senaco erregt und sprang auf. Er sah schwer atmend auf Ketumsee hinab, dann setzte er sich wieder. „Und wenn es einen guten Vertrag gibt, dann nur, solange die Weißen uns fürchten. Wir müssen kämpfen und ihnen unsere Stärke zeigen.“

In Ketumsees Blick lag Trauer. „Dann werden sie kommen. Mit ihren Langmessern, ihren Marschiereviel und ihren Wagengewehren, die den Tod aus riesigen Rohren speien.“

„Dann lass sie kommen. Wenn wir zusammenstehen, dann sind wir auch bereit und stark genug, ihnen zu widerstehen.“

Ketumsee war müde. Nicht von dem Gespräch, sondern von den Wahrheiten, die in Senacos Worten lagen. „Mein Stamm war stark und zahlreich, wie das Büffelgras in der Prärie. Sieh selbst, was von uns übrig ist. Wir haben gekämpft, Senaco. Wir haben lange und mit Stolz gekämpft. Doch wenn Frauen, Kinder und alte Männer sterben, dann schwindet der Stolz und weicht der Trauer.“

„Du hast ein gebrochenes Herz, Ketumsee. Das verstehe ich gut. Wir alle haben viel Leid erfahren. Doch dieses Leid wird nicht enden, indem wir ihm einfach nur zusehen. Ich werde lieber mit der Lanze in der Hand sterben, als auf den Knien zu leben. Was ist mit dir, Ketumsee? Lebst du bereits auf deinen Knien?“

Die Augen des älteren Häuptlings verengten sich. Die Trauer in seiner Stimme wich unerwarteter Härte. „Auch ich vermag es noch, die Lanze zu führen. Doch ich werde sie erst aufnehmen, wenn es keinen Weg zum Frieden mehr gibt.“

Senaco lachte. „Du wirst erst an den Krieg glauben, wenn die Weißen über dein Lager herfallen. Ich bin nicht bereit, so lange zu warten. Ich habe genug von gebrochenen Verträgen. Die Weißen

kommen, daran gibt es keinen Zweifel. Sie planen ihre Straßen und Städte, die sie in unserem Land errichten wollen. Ich weiß es, denn meine Krieger haben einen Trupp ihrer Landvermesser erwischt. Wir haben gute Waffen erbeutet und ihre Skalpe genommen."

„Du Narr. Damit hast du den Vertrag gebrochen."

„Sie taten dies zuerst! Ich bin nicht der Einzige, der so denkt. Viele Stämme sind meiner Meinung und ihre Krieger sind bereit, die Lanze aufzunehmen. Sie hätten dies schon längst getan, doch die Häuptlinge zögern noch. Sie wollen den Rat einberufen und dein Wort hat dort Gewicht."

„Weil der Rat das Wohl des Volkes sucht", entgegnete Ketumsee mit ruhiger Stimme. „Die alten Häuptlinge wissen, wohin der Weg des Krieges führt."

Senaco erhob sich. „Und andere wissen, wohin der Weg des Abwartens führt. Nein, alter Mann, wir werden nicht abwarten, bis wir wehrlos geworden sind. Wir werden gegen die Weißen reiten."

„Eben sagtest du noch, dass der Rat einberufen werden soll."

„Ich werde nicht warten, bis sich alte Männer endlich zum Krieg entscheiden", giftete der Jüngere. „Ich werde dafür sorgen, dass es ein Kriegsrat sein wird."

Nun erhob sich auch Ketumsee. „Du willst Blut über unser Volk bringen."

Der Blick von Senaco war finster. „Das haben die Weißen längst getan, alter Mann."

Ketumsee sah zu, wie der andere das Zelt verließ. Seufzend legte er die Zeremonienpfeife in die Armbeuge und folgte nach draußen. „Lass den Rat entscheiden", mahnte er.

Senaco saß bereits auf seinem Pferd. „Die Zeit des Wartens ist vorüber, alter Mann. Sitze du nur am Feuer, wärme dich mit deinem Weib und rauche deine Pfeife… Ich hingegen beschreite den Pfad, der den Comanchen vorgezeichnet ist."

Kapitel 4 Grand Forks

Grand Forks lag an der Einmündung des Flusses South Fork in den Red River. Die Siedlung war vor fünfzehn Jahren gegründet worden und der Fleiß ihrer Bewohner sorgte dafür, dass sie allmählich wuchs. Die Gegend bot gute Voraussetzungen. William Gordon, der Gründer des kleinen Ortes, hatte den Standort mit Bedacht gewählt. Es gab reichlich Trinkwasser und in den Flüssen Fisch, vor allem jedoch ließ sich die Wasserkraft für den Betrieb einer kleinen Getreidemühle und eines Sägewerkes nutzen. Gordon nutzte die Kenntnisse einer Reihe von Deutschen und Iren, die einst zu seinem Treck gestoßen waren und einen wirklichen Zugewinn für die Gemeinschaft bedeuteten.

Hier gab es reichlich Holz und saftige Weiden, auf denen die Pferde und Rinder gediehen. Die Gemeinde konnte sich selbst versorgen und erwirtschaftete sogar einen bescheidenen Überschuss, mit dem der nun 63-jährige William Gordon Handel trieb.

Grand Forks bestand aus über siebzig Häusern mit fast einhundert Familien. Man konnte an ihnen genau verfolgen, wie sich der Ort entwickelt hatte. Die älteren Gebäude waren massive Blockhäuser, die neueren, dank des Sägewerks, aus zugeschnittenen Brettern gefertigt. Bei Letzteren gab es auch hölzerne Vorbauten mit Überdachung. Inzwischen war eine kleine Kirche entstanden, der ganze Stolz von Father John Peabody und es gab eine Townhall, welche die Bezeichnung Stadthalle allerdings kaum verdiente. Der zweigeschossige Bau wurde als Bürgermeisterei, Versammlungsraum und Schule genutzt. Bürgermeister William Gordon, der „Town Mayor“, war meist jedoch im General Store der Familie Kleinschmitt zu finden, von dem aus er seinen Handel betrieb. Inzwischen war eine richtige Schule in Bau. Man plante auch die Errichtung einer kleinen Feuerwache. Seit dem Waldbrand vor drei Jahren, der Grand Forks glücklicherweise verschonte, sparte man das Geld zusammen, um eine der modernen Löschspritzen zu erwerben.

Man lebte am Rand des Comanchengebietes und in der angespannten Lage der letzten Jahre war dies kein geringes Risiko. Der nächste größere Armee-Stützpunkt war Fort Belknap und dieses lag fast hundert Meilen entfernt im Südosten. William Gordon achtete daher sehr streng darauf, dass man den Indianern mit Respekt und Fairnis begegnete.

Bislang gelang es, den Frieden aufrecht zu erhalten. Immer wieder kamen einzelne Krieger oder kleine Gruppen nach Grand Forks und trieben dort Handel. Sie brachten Felle, Pelze und auch indianische Stickereien in den General Store der Familie Kleinschmitt. Diese riefen stets den alten Gordon, der den Wert der Sachen einschätzte und den Indianern, im Gegensatz zu vielen anderen Händlern, einen fairen Preis machte. Gordon verkaufte oder tauschte Glasperlen, Mehl, Zucker und Kaffee, Tabak, Munition und auch Gewehre. Es waren überwiegend ältere Waffen aus dem amerikanisch-mexikanischen Krieg, aber hin und wieder war auch eine moderne dabei. Gute Messer aus erstklassigem Stahl waren bei den Comanchen sehr beliebt. Gordon wusste, dass ein solches Messer für die Indianer ein wichtiges Hilfsmittel darstellte.

Es gab Indianer, die nach Feuerwasser verlangten, doch hier war eine Grenze, die Gordon nicht überschritt. Nicht alleine, weil man wusste, dass die Indianer keinen Alkohol vertrugen und dann leicht aggressiv werden konnten, sondern weil Grand Forks tatsächlich eine Gemeinde von Abstinenzlern war. Gordon und Peabody waren tief religiös und erachteten Alkohol als Sünde. Eine große Enttäuschung für jene Reisenden, die hier Rast machten und auf ihren üblichen Whiskey hofften.

Einen halben Tagesritt entfernt lag die nächste Gemeinde. Ruckerford war einige Jahre jünger, begann Grand Forks jedoch allmählich, hinsichtlich der Einwohnerzahl und Ausdehnung, zu übertreffen. Größtenteils war dies dem Umstand zu verdanken, dass die jüngere Siedlung direkt an der Überlandlinie der Postkutsche lag, die dem alten Santa Fe Trail folgte. In Ruckerford pausierten gelegentlich Frachtzüge und Siedlertrecks. Aus diesem Grund gab es auch eine Poststation, ein Telegrafenbüro und sogar einen Sheriff.

Der Kontakt zwischen beiden Gemeinden war freundschaftlich. Man war Nachbar und teilte die Gefahr des Indianergebietes. Die guten Kontakte zwischen Grand Forks und den Comanchen waren bekannt. Gelegentlich suchte Sheriff Curtland den Rat von Town Mayor Gordon, wenn er befürchtete, dass Indianer in einen Vorfall verwickelt waren.

An diesem Tag ritt Sheriff Samuel Curtland mit einem seiner Deputies nach Grand Forks. Curtland war groß und hager, und obwohl er erst in den mittleren Jahren war, wirkte sein Gesicht von Wind und Wetter gegerbt. Er hatte sein Leben als Cowboy im Sattel verbracht, doch nach einem schweren Sturz, bei dem er sich einen Arm brach, konnte er das Lasso nicht mehr richtig schwingen. Man wählte ihn eher zufällig zum Sheriff von Ruckerford und es zeigte sich, dass dies zu beiderseitigem Vorteil war. Curtland war kein heißblütiger Mann. Er verstand es zu vermitteln und sich durchzusetzen.

Die beiden Gesetzeshüter folgten der bescheidenen Hauptstraße von Grand Forks. Aus der Townhall konnten sie die Stimmen von Kindern hören, die gerade dabei waren, ein Gedicht auswendig zu lernen. In der Stadt waren nur wenige Männer zu sehen. Die meisten gingen der täglichen Arbeit auf den Feldern, den Weiden oder beim Holzeinschlag nach.

Curtland trabte zum General Store, wo er absaß und die Zügel des Pferdes um den Holm legte. Sein Begleiter blieb bei den Tieren, während Curtland die zwei Stufen des Vorbaus hinauf ging und dann den Laden betrat.

Wie die Bezeichnung General Store schon besagte, gab es hier fast alles, was man zum Leben im Westen benötigte. Lebensmittel, Kleidung, Stoffe, Haushaltsgerät, Werkzeuge und sogar drei Gläser mit Süßigkeiten. Bonbons, Zuckerstangen und Lakritze stellten eine stete Versuchung für die älteren und jüngeren Kunden dar. Was man im Store der Familie Kleinschmitt nicht fand, konnte man aus einem der Versandhauskataloge bestellen.

„Guten Morgen, Sheriff Curtland“, grüßte die 13-jährige Juliane artig und machte einen Knicks. „Wollen Sie zu meinem Pa oder zu Mayor Gordon?“

„Morgen, Kleines.“ Curtland reckte sich. „Es wäre vielleicht nicht schlecht, wenn ich mit beiden reden könnte.“

„Warten Sie, Sheriff, ich hole sie. Sie sind hinten im Lager.“

Curtland folgte dem Mädchen mit den Blicken und lächelte. Die langen blonden Zöpfe waren mit dunkelblauen Schleifen gebunden. Die kleine Juliane war adrett wie immer. Aber die Deutschen schienen ohnehin einen eigenen Hang zu Sauberkeit und Ordnung zu haben. Selbst der Spucknapf am Verkaufstresen war blitzsauber und auf Hochglanz poliert.

Curtlands Blick fiel auf eine Reihe Konservendosen, die in einem der Regale standen. Dosenpfirsiche aus Virginia? Die gab es nicht einmal in Ruckerford. Wie war der alte Fuchs Kleinschmitt an die Dosen gekommen?

Hinter dem Tresen war ein Waffenständer. Alte und neue Musketen und Gewehre. Eines davon war eine Volcanic. Ein Unterhebelrepetierer mit fünfundzwanzig Schuss. Die extreme Feuergeschwindigkeit hatte der Waffe zu ihrem Namen verholfen. Die ersten Patente hatte ihr Erfinder schon 1848 angemeldet und die Waffe weiter verbessert. In der Feuerrate kam ihr keine andere Waffe nahe, dennoch würde kein erfahrener Westmann sie erwerben. Bei ihr gab es keine Papierpatrone. Die Treibladung war in die Aushöhlung des Geschosses integriert und dementsprechend schwach. Auf wenige Meter Entfernung war sie schon nicht mehr in der Lage, eine Holzbohle zu durchschlagen. Eine gute Waffe, wenn es galt, Indianer zu erschrecken, und ein erbärmliches Mittel, wenn es galt, den Feind auch zu töten. Gordon würde wohl auf einen unerfahrenen Neusiedler oder Reisenden hoffen, dem er das Ding andrehen konnte.

„Ah, Sie bewundern mein bestes Stück, Sheriff Curtland?“

Curtland wandte sich zur Seite und sah William Gordon und Albert Kleinschmitt, die durch die offene Tür des Lagerraumes eintraten. Gordon hielt Stift und Buch in Händen, die er nun auf den Tresen legte, um dem Besucher die Hand zu reichen. Der Bürgermeister und Händler trug einen grauen Anzug mit Weste, die sich ein wenig über dem Bauchansatz spannte.

„Die Volcanic?“ Curtland grinste. „Da kann ich ja gleich mit einem Stock um mich schlagen. Ich verlasse mich lieber auf meinen alten Colt Paterson und meinen Hawken-Vorderlader.“

„Eine gute Jagdwaffe“, räumte Gordon ein, „aber längst überholt. Sie sollten sich einen der modernen Hinterlader für Papierpatronen besorgen. Ich hätte da…“

„Nichts für ungut, Mister Gordon, aber es kommt nicht darauf an, schnell zu schießen, sondern darauf, gut zu treffen.“

„Gelegentlich auf beides, Sheriff, gelegentlich auf beides.“

Der deutschstämmige Ladenbesitzer stellte drei Gläser auf den Tresen und schenkte aus einer Flasche mit tiefbraunem Inhalt ein. Kleinschmitt war jetzt fünfundvierzig Jahre alt und man sah ihm an, dass er einst als Schmied gearbeitet hatte. „Wir sollten jetzt erst einmal anstoßen, Gentlemen.“

Curtland blieb nichts anderes übrig, wollte er nicht unhöflich sein. Dieser verdammte Kräutersaft mochte ja ausgesprochen gesund sein, doch er enthielt kein Quäntchen Alkohol. Der Sheriff leerte das Glas mit einem Zug, um es hinter sich zu haben, doch zu seinem Bedauern schenkte Winter sofort nach.

„Was führt Sie zu uns, Sheriff?“, kam Gordon nun zur Sache.

„Ein Rindvieh.“ Curtland bemerkte das Erstaunen der beiden. „Ein totes Rindvieh.“

„Das sicher nicht einfach tot umgefallen ist“, brummte Kleinschmitt, „sonst hätten Sie sich nicht den weiten Weg gemacht.“

Curtland nickte und schlug den Schoß seiner Jacke zurück. Das hoch sitzende Halfter des Paterson wurde sichtbar. Der Sheriff zog zwei Gegenstände aus der Innentasche hervor und warf sie auf den Tresen. „Das haben wir bei dem toten Rind gefunden."

Es handelte sich um eine Pfeilspitze und ein mit Glasperlen besticktes Band.

Gordon runzelte die Stirn. „Haben Sie auch den Schaft des Pfeils dabei?"

„Äh, nein. Spielt das eine Rolle?"

„Ganz gewiss." Der Bürgermeister von Ruckerford nahm die Pfeilspitze in die Hand und begutachtete sie ausgiebig. „Sehen Sie, Sheriff, bei einem Jagdpfeil steht die Spitze senkrecht zur Befiederung, bei einem Kriegspfeil waagrecht. Hängt mit der Anordnung der Rippen bei Tier oder Mensch zusammen."

„Damit der Pfeil leichter zwischen die Rippen dringt", assistierte Winter.

„Danke, das habe ich mir schon gedacht", knurrte Curtland. „Können Sie mir wenigstens sagen, von wem der Pfeil stammt?"

„Ich kann Ihnen sagen, von wem die Stickereien stammen." Gordon legte die Pfeilspitze ab und ließ das Band durch die Finger gleiten. „Das ist das Schmuckband einer Comanchenfrau. Südliche Stämme, da bin ich mir sicher."

„Einer Frau? Kein Krieger?"

„Einer Squaw, Sheriff, ganz gewiss." Gordon ließ das Band sinken und sah Curtland forschend an. „Jetzt lassen Sie mich einmal raten… Man hat das tote Rind gefunden und jetzt vermuten alle, dass die Comanchen dahinter stecken, nicht wahr?"

„Sie sagten ja gerade selbst…"

„Ich sagte, dass es das Band einer Squaw ist, Sheriff. Nehmen Sie Ihre Frau mit auf die Jagd? Ich jedenfalls nicht und die Indianer tun das ebenfalls nicht. Es sei denn, sie sind mit einer großen Gruppe auf Büffeljagd. Dann haben sie gelegentlich ihre Squaws dabei, damit diese die erlegten Tiere schnell zerlegen. Sie sollten einmal sehen, wie geschickt eine Comanchin mit ihrem Feuerstein-Messer umgehen kann. Sehen Sie sich das Band einmal genauer an."

„Habe ich, verdammt."

„Dann haben Sie auch gesehen, dass es nicht versehentlich abgerissen und heruntergefallen ist. Es wurde ganz normal geöffnet. Was mir beweist, dass man es absichtlich zurückgelassen hat."

„Und aus welchem Grund?"

„Verdammt, Curtland, Sie sind doch sonst nicht begriffsstutzig. Jemand will, dass die Leute in Ruckerford sauer auf die Comanchen sind." Gordon prüfte die Stickereien nochmals. „Genauer gesagt, auf den Stamm vom alten Ketumsee. Ich kenne diese Arbeiten recht genau. Gelegentlich werden sie uns hier angeboten, wenn Leute vom Stamm Ketumsees hier vorbei kommen."

„Dann stecken also keine Indianer hinter dem toten Rind?"

„Das habe ich nicht gesagt.“ Gordon kratzte sich im Nacken. „Es gibt ja auch andere Stämme, auch wenn die sich selten in diese Gegend verirren. Da gibt es ziemliche Rivalitäten.“

Mister Kleinschmitt nickte. „Habe ich selbst erlebt, Sheriff. Hier trafen einmal zufällig zwei Gruppen verschiedener Stämme aufeinander, und ich schwöre Ihnen, Sheriff, die mochten sich überhaupt nicht. Das waren damals Leute von Ketumsee und Osagen.“

„Dann gibt es natürlich auch Weiße, denen nicht am Frieden gelegen ist“, fügte Gordon hinzu. „Weiße, denen jeder Vorwand recht ist, um wieder Indianerunruhen anzufachen. Auch das gilt es zu bedenken, Sheriff.“

Curtland seufzte. „Dann könnte jemand also ganz gezielt falsche Spuren gelegt haben, um uns auf Ketumsee zu hetzen?“

„Ich kenne den alten Ketumsee, Sheriff. Der würde nie zulassen, das seine Leute ein Unrecht begehen.“

„Verdammt. Und was soll ich nun meinen Leuten sagen?“

„Das, was ich auch Ihnen gesagt habe“, brummte Gordon.

Curtland seufzte erneut. „Jedenfalls wird es angebracht sein, die Augen offen zu halten.“

„Das ist niemals verkehrt“, stimmte Gordon zu.

„Hallo, Mister Curtland.“ Agnes Kleinschmitt kam in den Laden und der Sheriff lüftete höflich seinen Hut. „Ich bin schon Ihrem netten Deputy begegnet. Sie bleiben doch zum Essen, nicht wahr? Sie können doch nicht mit leerem Magen zurückreiten.“

Curtland und sein Begleiter nahmen das Angebot dankend an.

Am frühen Nachmittag machten sie sich auf den Rückweg. Sie würden gegen Abend in Ruckerford eintreffen. Sie ritten gerade über einen bewaldeten Hügel, als sie hinter sich das Geräusch von Schüssen hörten.

„Verdammt.“ Sie zügelten die Pferde und sahen in Richtung von Grand Forks.

Sie hatten einen guten Überblick über das Tal, in dem die Siedlung lag.

„Oh, du Allmächtiger“, ächzte der Deputy. „Indianer.“

Es mochten zweihundert oder auch dreihundert berittene Indianer sein, die wie eine Welle durch das Tal fluteten und zweifelsohne Grand Forks zum Ziel hatten. Die Glocke der kleinen Kirche begann zu läuten.

„Wir müssen ihnen helfen.“ Der Deputy zog das Gewehr aus dem Scabbard am Sattel.

„Das müssen wir“, stimmte Curtland zu und legte die Hand an den Zügel des Begleiters. „Aber es hat keinen Zweck, jetzt dort hinunter zu reiten und sich abschlachten zu lassen. Wir müssen nach Ruckerford und Hilfe holen.“

Sie wandten die Pferde. Für eine kurze Weile hörten sie Schüsse und Geschrei und sie trieben ihre Pferde an, als sei der Teufel persönlich hinter ihnen her.